

Franz Martin Sutter

Wenn einer eine Reise tut

*Franz Martin Sutter wird 1849 in
Jonschwil geboren.*

*Er lernt Konditor in Wil und arbeitet
dann auf der ganzen Welt.*

Hier erzählt er aus seinem Leben.

Wenn einer eine Reise tut

Lebenslauf und Reiseerlebnisse von Franz Martin Sutter

(von ihm selbst erzählt)

Diese handschriftlichen Aufzeichnungen lagen im Estrich der Familie Karl und Marie Eisenring-Hug an der Auelistrasse 5a in Schwarzenbach. Martin Sutter scheint ein Onkel zu sein von Anna Eisenring-Sutter, geb. 23. 2. 1873, gest. 26. 2. 1942. Diese verheiratete sich am 13. 5. 1900 mit Georg Albert Eisenring. Das Paar hatte zusammen 10 Kinder. Die Handschrift für die Aufzeichnungen deutet darauf hin, dass diese in den 1920er Jahren von der vorher gebräuchlichen alten Deutschen Handschrift in die damals neue Schweizer Schulschrift übertragen worden sind. Publiziert zum 91. Geburtstag von Marie Eisenring-Hug am 3. Dezember 2010 durch Ruedi Schulthess-Eisenring.

Lebenslauf und Reiserlebnisse von Franz Martin Sutter

(von ihm selbst erzählt)

Wie in meinem Heimatschein geschrieben steht, wurde ich am 8. November 1849 geboren. Mein Vater, ein freundlicher Mann, besass in **Jonschwil** ein grösseres Bauerngut, die Metzgerei und Wirtschaft zur „Sonne“. Die gute Mutter war die Liebe und Güte selbst; fromm und bescheiden hielt sie das Hauswesen in bester Ordnung. Die lieben Eltern und wir zehn Geschwister waren gesund und wurden als wohlhabend angesehen und geachtet. Mein ältester Bruder war Metzger, der andere Küfer und ich, der Jüngste half als Mädchen für alles wo ich nur konnte. Die sieben Schwestern besorgten mit Hilfe der Mutter das Hauswesen, halfen in Küche und Wirtschaft mit. Bei schlechtem Wetter übten sie ihre Künste im Webkeller um den selbst gepflanzten Hanf und Flachs zu spinnen und zu weben. So konnten sie selbst die mannigfachen Bedürfnisse im grossen Haushalt decken. Selbst die Unschlittkerzen, um Stall und Hof zu beleuchten, wurden von uns selbst fabriziert. „Arbeit ist des Menschen Pflicht, wer nicht sät erntet nicht.“ In unserem Betriebe zeigte sich nie Arbeitsmangel. Wir zehn Kinder genossen eine gar gute Erziehung.

*Zu stehen in frommer Eltern Pflege,
Welch schöner Segen für ein Kind.
Ihm sind gebahnt die rechten Wege,
Die vielen schwer zu finden sind.*

Trotz meiner sehr guten Erziehung war mein jugendlicher Übermut nur schwer im Zügel zu halten; bei allem was lebte, tobte und brauste musste ich dabei sein. Gar mancher Bubenstreich, den ich zwar mit andern ausführte, wurde nur auf mein Schuldkonto geschrieben. Schon in meiner sonnigen Jugendzeit steckte in mir ein lebhaftes Temperament, das sich später in eine unersättliche Wanderlust umwandelte.

Bis zum zwölften Altersjahr besuchte ich die Primarschule in Jonschwil und nachher zwei Jahre die Realschule in Wil. Den langen Schulweg von Jonschwil nach Wil legte ich täglich zu Fuss zurück. Als die Jonschwiler

im Jahre 1863 „Wilhelm Tell“ mehrmals spielten, durfte ich unter den 90 Spielern sein; ich war nämlich Walter Tell, dem der Vater den Apfel vom Kopfe schiessen musste. Das Wetter für die Aufführungen war wie gewünscht und brachte von nah und fern Zuschauer herbei.

In den Jahren 1866 und 1867 wurde in Jonschwil die jetzt stehende Kirche gebaut. Während vier Wochen führte ich mit zwei Ochsen und einem Pferd Kies und Sand von der Thur zum Bauplatz. Das neue Gotteshaus kam durch Frondienst billig zur Ausführung.

In meinem sechzehnten Altersjahr starb unser lieber Vater im Alter von 76 Jahren. Sein Tod stürzte uns in eine grosse Trauer und Verlegenheit. Nur durch gemeinsames Wirken war es möglich, den ganzen Betrieb weiter zu führen. Nun erkannte ich, dass ich selbst für meine Zukunft sorgen müsse. *Nun adieu, schöne Jugendzeit!*

Ein jeder Mensch ist seines Glückes Schmied. Als lebhafter Jüngling wollte ich die weite Welt sehen. Der Kampf ums Dasein sollte sich bei mir anders gestalten als bei den Geschwistern. Nach langer Beratung wählte ich den Konditorberuf und am 1. Oktober 1867 trat ich in **Wil** die Lehre an, um ein tüchtiger Konditor zu werden. Nun war ich also für drei Jahre gut aufgehoben. Meister und Lehrbub kamen miteinander gut aus. Nach einigen Wochen schrieb ich einmal nach Hause: *Das ist eine grosse Pein, drei Jahre Lehrbub sein.* Eines Tages kam mein Lehrmeister von einer Landtour zurück und raisonierte wie ein Rohrspatz, wie alles teuer sei. Jetzt bekomme er von den Bauern die frischen Hühnereier nicht mehr für 4 Rappen sondern nur noch um 4 ½ Rappen. Was würde er heute sagen? Während meiner Lehrzeit mussten wir Geschwister auch den Tod unserer lieben, treubesorgten Mutter beklagen, nachdem sie nur drei Tage krank war.

Noch vor Schluss der Lehrzeit durfte ich als gesunder Jüngling in die Rekrutenschule einrücken und während dem Deutsch-Französischen Kriege noch sechs Wochen Grenzbesetzung durchmachen. *Dulce et decorum est pro patria mori.* Wir waren im Fricktal dem Rhein entlang bis nach Basel aufgestellt. Das waren gemütliche, ja köstliche Zeiten. Zudem wurde diese Zeit noch mit meiner Lehrzeit abgerechnet.

Nun kam die ersehnte Zeit. Die Lehre war mit einer guten Prüfung absolviert und ich bekam nach Friedensschluss meine Ausweisschriften.

Jetzt war der reiselustige und lebensfrohe Jüngling frei. Als ich von meinem Lehrmeister und Prinzipal Abschied nahm, gab er mir ein schönes Andenken und sagte:

*Gesundheit kauft man nicht im Handel
Sie ruht allein im Lebenswandel.*

Beim Abschied gaben mir meine Geschwister folgende ernste Worte zur Beherzigung mit:

*Du wanderst in die Welt hinaus
auf dir noch fremden Wegen,
Doch folgt dir aus dem Elternhaus
Der Treusten Liebe Segen.*

*Ein Ende nahm das leichte Spiel;
Es naht der Ernst des Lebens.
Behalt im Auge fest dein Ziel,
Geh keinen Schritt vergebens.*

*Nimm auf die Schulter Last und Müh
Mit frohem Gottvertrauen;
Und lerne wirkend spät und früh
Den eignen Herd dir bauen.*

*Wer sich die Ehre macht zum Hort
Den kann kein Schalk verführen.
Gerader Weg, gerades Wort
Soll dich zum Ziele führen.*

*Halt hoch den Kopf, was dir auch droht,
Und werde nie zum Knechte.
Brich mit dem Armen gern das Brot,
und wahre seine Rechte.*

*Treib nie mit heiligen Dingen Spott;
Und ehr' auch fremden Glauben.
Und lass dir deinen Herrn und Gott
Von keinem Zweifel rauben.*

*Und nun ein letzter Druck der Hand
Und eine letzte Bitte:
Bewahr dir treu im fremden Land
Des Vaterhauses Sitte.“*

Beim Abschied legte ich meinen Geschwistern das Gelübde ab dass ich mich immer auf gutem Wege bewegen wolle. Jetzt ging ich los. In der linken Hand den Hut, den Wanderstab am Arm und in den Augen eine Träne, so verabschiedete ich mich am 8. Mai 1871.

Nun hört was auf meinen reisen alles vorkam! Von denkbar schönem Wetter begünstigt ging ich zu Fuss von **Jonschwil** das Toggenburg hinauf über den Ricken nach **Rapperswil**. Nach kurzem Aufenthalt im Seestädtchen überschritt ich die alte Holzbrücke und kam über den Etzel nach **Einsiedeln**. Dort besuchte ich natürlich den Gnadenort und dann ging es in Gottes Namen weiter nach **Schwyz**.

Später wanderte ich über den Schutt des am 2. September 1806 stattgefundenen Bergsturzes, der 475 Personen begrub. Nun bestieg ich die Königin der Schweizerberge, die **Rigi**. Das Übernachten war dort teuer, aber ich erschrak nicht, denn mein Geldbeutel war gut gespickt. Dort wurden wir Gäste in der Morgenfrühe um zirka drei Uhr durch die Alphornbläser geweckt, um den Sonnenaufgang zu bewundern. Das Wetter war dazu günstig, der Anblick grossartig obwohl die Zähne klapperten vor Kälte. Ein urchiger Alphornbläser sagte in seinem humorvollen Tone: *Ja meine Damen und Herren! Hier oben ist die Luft so rein und stärkend, dass man in kurzer Zeit ein hohes Alter erreicht.* Nach einem kräftigen Frühstück wurde das grossartige Panorama noch einmal in Augenschein genommen und gleich nachher die Talfahrt mit der neuen Zahnradbahn angetreten. Dies geschah zehn Tage vor der offiziellen Eröffnung der Zahnradbahn am 23. Mai 1871.

Von Luzern marschierte ich bei sehr schönem und heissem Wetter über den Brünig nach **Grindelwald**. Das war eine prächtige Reise im schönen Monat Mai; alles prangte im Blütenschmuck. Mit Recht sagte der südländische Fratello: *Qui va piano, va sano*. Von Grindelwald kehrte ich nach Interlaken zurück und meine Reise ging weiter über Bern nach Neuenburg. In **Couvet im Val-de-Travers** fand ich nach der vierzehntägigen Wanderschaft endlich willkommene Arbeit.

Trotz schönem Lohn und guter Behandlung bekam ich nach vier Monaten guter Arbeit das Reisefieber wieder. Am 1. Oktober 1871 kehrte ich Couvet den Rücken und schlug den Weg nach Freiburg ein und wanderte dann durch die Tabakfelder und Weinberge vom Waadtland nach **Lausanne und Genf**. Also von Jonschwil bis Genf alles zu Fuss. Auf dieser langen Reise hatte ich das Schweizerland ziemlich gesehen, und ich reiste daher per Bahn nach **Lyon**, einer Stadt mit vielen Sehenswürdigkeiten wie der Bischofspalast, Befestigungen, Akademie, Kunstschule, Botanischer Garten, Museum, Bibliothek usw. Zu erwähnen ist noch die Brasserie George, welche für Viele eine grosse Anziehungskraft hat. In einem Saale werden dort die Gäste von einer Armee netter Elsässerinnen in Nationaltracht flott bedient mit den feinsten Speisen. Das macht einen günstigen Eindruck auf die Fremden und bewirkt damit die beabsichtigte Geldverschwendung. In Lyon befiess ich mich vergebens Arbeit zu bekommen. Acht Tage nach meiner Ankunft hatte mein Geldbeutel bereits Ebbe. Jetzt war ich in arger Verlegenheit und teilte den Stundenplan anders ein. Bis zum Mittagessen blieb ich im Bette. Das ganze Essen bestand aus einer Brotsuppe, die 15 Rappen kostete. Auf diese Weise machte ich acht Tage eine unfreiwillige Hungerkur durch. Nachmittags war ich in den Kirchen zu finden, denn Not lehrt beten. Die Zeit wurde ernster. Das war aber eine kostbare, wirkungsvolle und unvergessliche Lehre für mich.

*Vor mir war ein ungewisses Ziel,
Hinter mir Jugend und Kinderspiel;
Um mich Stürme und Felsenriffe
Unten des Todes grausige Tiefe.
Doch vom Himmel das Leuchtturmlicht
Mahnte mich: verzage nicht.*

Eines Morgens holte mich endlich der Schlafkollege, um eine vakante Stelle zu besetzen. Dann arbeitete ich sechs Monate fleissig als Décorateur. Leider dauerte die Arbeit nur bis Ende Jahr. Mit einem guten Zeugnis reiste ich um Neujahr nach **Saint Etienne**, einer grossen Fabrikstadt in Frankreich. Hier hatte ich das grosse Glück gleich Arbeit zu bekommen. Es wurde viel und streng gearbeitet:

*Von der Stirne heiss
rinnen muss der Schweiss.
Das beweist des Konditors Fleiss
Bei der Schneebereitung von 400 Eiweiss.*

Wir waren in diesem Geschäft sechs Arbeiter, zwei Lehrjungen und drei Damen. Meine Hauptbeschäftigung war am Morgen von 6 bis 8 Uhr den Tagesbedarf von 400 Eiern zu schneiden, d.h. Eiweiss und Eigelb trennen. Nach dem Frühstück machte ich Patisserie und am Nachmittag Confiterie oder Schokolade. Hier will ich noch anmerken, dass die Schweizer gleich nach dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870-71 in Frankreich in hohem Ansehen standen.

Nach fünf Monaten hatte ich ein schönes Sümmchen Reisegeld erspart. Nun fuhr ich mit der Bahn direkt nach **Paris**, welches wohl die schönste Stadt der Welt ist. Sie liegt an der Seine und zählt ungefähr 2'871'000 Einwohner. Hier finden wir sehr viele grossartige Sehenswürdigkeiten wie Bibliothek, Louvre mit grossartigen Kunstsammlungen, Stadthaus, Notre Dame, Panthéon, Invalidendom usw. Hier konnte ich gleich nach meiner Ankunft eine gute Stelle bekleiden.

Wollte ich die Stadt Paris beschreiben, so käme ich an kein Ende. Einmal war ich dort in einen nächtlichen Überfall geraten, wo mir eine Zigarette 400 Franken und das Leben gerettet hatte. Ferner war ich am 6. Februar 1873 in einem Grossfeuer und rettete die 12jährige Tochter meines Prinzipals aus dem Flammenmeer und dem qualmenden Rauch. Für diese Heldentat erhielt ich eine angenehme Gratifikation, als ich mich mit dem Meister nach Versailles fuhr, um die weltberühmten Wasserspiele in bengalischer Farbenpracht zu sehen.

Da ich nun der französischen Sprache mächtig war, die Sitten und Gebräuche Frankreichs gut kannte, fuhr ich nach Le Havre. Dies ist eine stark befestigte Hafenstadt an der Seine-mündung. Ohne längeren Aufenthalt schiffte ich mich am 22. September 1873 nach Southampton ein. Nach einer stürmischen Fahrt von 14 Stunden landeten wir auf englischem Boden. Weil dies eine erste Meerfahrt war, hatte mich die Seekrankheit tüchtig mitgenommen. Nach der Landung konnte ich gleich die Bahn nach **London** besteigen.

Der Raum hier gestattet nicht, die ersten Eindrücke niederzuschreiben, welche diese riesige Weltstadt auf den Fremden macht. Noch ehe acht Tage vergangen waren, arbeitete ich wieder in einem flotten Geschäft, in nächster Nähe des weltberühmten zoologischen Gartens. In diesem reichhaltigen Garten verweilte ich manchen Abend.

In dem grossen, noblen Geschäft mussten wir Köche und Pâtisseries monatlich eine 2–3 Zentner schwere Schildkröte schlachten, um die sehr beliebte Turtle-Suppe herzustellen. Es ist wirklich die beste aller Suppen, aber wohl auch die teuerste. In diesem Geschäft habe ich sehr gerne gearbeitet und viel gelernt. Hier habe ich Fleiss mit Sparsamkeit verbunden und praktisch geübt. Als ich das erste Mal in London weilte, habe ich nicht einen Penny von meinem verdienten Lohn eingezogen, sondern alles im Geschäft stehen gelassen. Bei der Ausrechnung wurde mir die gesamte Summe tadellos ausbezahlt. Kapital und Zins waren zu einem ansehnlichen Häufchen herangewachsen.

London zählt 4'577'000 Einwohner. Alle Nationen und Sprachen der Welt sind hier vertreten. Über die vielen Sehenswürdigkeiten könnte man eine ganze Bibliothek schreiben; aber das ist nicht meine Absicht.

Einmal konnte ich in einer Taucherglocke an den Meeresgrund gehen. Der Besuch war sehr interessant, aber durch den furchtbaren Luftdruck in unserer Glocke ohne Boden gefährlich und schmerzhaft. Wir konnten sechs Taucher beobachten, wie sie eine gesunkene Jacht zu heben versuchten.

Hier folgt ein Beweis, dass man in Grossstädten vorsichtig und hart-herzig sein muss, denn es gibt viele Schwindler, die das Volk zu täuschen wagen: Zwei ärmliche, aber sauber gekleidete Männer spazieren langsam

auf der Strasse. Plötzlich bekommt der eine einen epileptischen Anfall. Er sinkt zu Boden, schlägt und beisst wie rasend um sich. Sein Mund füllt sich mit Schaum. Allmählich wird er wieder ruhiger. Sein Freund richtet ihn auf, und sammelt mit dem Hut des Kranken milde Gaben. Nachdem sich das Publikum verlaufen hat, spuckt der Schwindler die Seife aus. Der Begleiter reinigt ihn. Die Operation hat reichliche Gaben eingetragen. In einem anderen Viertel wiederholen sie den gleichen Schwindel.

Hier folgt ein anderer Fall: Man sieht auf freiem Platz zwei kräftige Männer kunstgerecht boxen. Bald fällt der eine, bald der andere. Die Sache wird recht interessant. Das Publikum schaut mit Erregung zu, und bemerkt nicht, dass Taschendiebe ihre Geldbeutel, Uhren, Ketten und Schmucksachen aller Art rauben.

Nachdem ich in London angekommen war, habe ich mir gleich eine englische Grammatik anzuschaffen verstanden, um die Sprache und die Stadt kennen zu lernen. Diese Grammatik bestand aus einer angenehmen Tochter aus besserem Hause. Fast jeden Abend ging ich mit ihr spazieren. So kam es auch, dass ich mich oft noch ein Stündchen in deren Elternhaus aufhielt. Unterdessen kam der berühmte Londoner Nebel herangezogen. Nun hatte ich das Vergnügen, mit einer Laterne die Trottoirzäunung zu suchen und dann langsam den Heimweg zu finden. Von der Strassenbeleuchtung ist kein Schein mehr zu sehen. Jeden Augenblick stösst man an andere Fussgänger. Die Wege werden schlüpfrig, Nase und Mund vom stinkenden Qualm beinahe verstopft. Fuhrwerke aller Art können beim Nebel nur Schritt fahren. Die Pferde müssen geführt werden. Beim Anzug des Nebels werden die Fenster gut geschlossen und dennoch kommt der unangenehme Gast ins Haus. Wie können die Eisenbahnen fahren, da man doch gar keine Signale sehen kann? Vom Streckenwärter werden Kapseln auf die Schienen geklammert damit der Lokomotivführer beim Knall auch genau weiss, wo er sich befindet. Die Züge haben aber bei Nebel immer Verspätungen.

Die Polizei und die Feuerwehr sind noch zu erwähnen. Die uniformierte Polizei ist etwa 8000 Mann stark und besteht aus grossen, stämmigen Männern in dunkler Kleidung und silbernem Bruststern. Anstelle eines Säbels tragen sie einen Knüppel. Ein sechs schüssiger Revolver ergänzt die

Bewaffnung. Daneben gibt es eine ungeheure Menge Ordnungswächter in Zivilkleidung. Die genannten Detektive durchstöbern in allen möglichen Verkleidungen als Bettler, Herren, Händler, Hausierer, Maurer die geheimsten Stadtwinkel. Jeden Morgen erneuern sie ihren Treueid.

Eine Riesenstadt wie London muss auch eine gut organisierte Feuerwehr haben. In ganz London befinden sich ungefähr 10'000 Feueralarmkasten. Wird nun ein Brand wahrgenommen, so eilt man zum nächsten Alarmkasten. Eine Bewegung und die Glocke im Feuerwehrgebäude fängt zu läuten an. Sofort weiss der Kommandant an welcher Strasse der Brand ausgebrochen ist. Die dressierten Pferde, meistens vollblütige Durchbrenner, springen auf ein Kommando an die Spritze. Das über ihnen hängende Geschirr fällt auf Knopfdruck auf die Pferde. Rasch wird es befestigt und schon geht es in rasender Fahrt zur Unglücksstätte. Die Feuerwehr muss in London täglich etwa 20 Mal ausrücken. Heute mag die Organisation der Feuerwehr freilich eine andere sein. Jährlich wurden in dieser grossen Stadt etwa 8000 Häuser gebaut.

England hat seinen Reichtum vom Handel und von der Industrie, hauptsächlich aber von den vielen Kolonien die dem Staate jährlich ungeheure Summen eintragen.

Obschon es mir in meiner Stelle recht gut gefiel und ich gerne in London weilte, bekam ich doch wieder das Reisefieber. Ich war zwar der englischen Sprache noch nicht ganz gewachsen, aber ich fand weder Rast noch Ruh. Die Wanderlust trieb mich immer weiter, immer vorwärts. Nachdem ich mich zehn Monate in London aufgehalten hatte, fuhr ich mit der Bahn nach Manchester und dann weiter nach Liverpool.

Liverpool ist eine grosse Hafenstadt, schwarz und schmutzig, wie eben alle Hafenstädte sind. Was mir hier noch am besten gefallen hat das waren die grossen, schweren, ja Prachtexemplare von Zugpferden. Das waren die schönsten Pferde, die ich je gesehen habe. Alle waren tadellos aufgeputzt und die Fuhrleute hatten berechtigten Stolz auf ihre Tiere. Während den wenigen Stunden Aufenthalt in Liverpool besuchte ich noch ein grosses anatomisches Museum. Dann schiffte ich mich ein nach Dublin, der Hauptstadt von Irland. Das war am 18. Mai 1874.

Es war etwas Eigentümliches bei mir, dass ich immer reisen wollte. Ich

dachte immer: *Wer rastet, der rostet*. Angst, Kummer, Sorge, Befürchtung oder Abschreckung waren mir noch unbekannt. Trotz der guten Erziehung im Vaterhause und den guten Familienverhältnissen kannte ich auch kein Heimweh. Das war ein grosses Glück für mich! Gott sei Dank!

Nachts um 2 Uhr traf ich glücklich in **Dublin** ein und wurde in einem Hotel nobel, aber auch teuer, aufgehoben. Am gleichen Morgen um 9 Uhr war ich schon wieder auf den Beinen und erschien zum Frühstück das mir recht wohl bekam. Ich liess mir dann das Adressbuch von Dublin geben, notierte gleich einige Geschäfte in meiner Branche um Umschau zu halten. Wie gewünscht, konnte ich drei Tage nach meiner Ankunft in Dienst treten. Die Arbeit war gut und gefiel mir gut. Die Art und Weise, wie in den verschiedenen Gasthäusern gekocht wurde, hat mir nicht gepasst, und in den Hotels zu speisen war zu teuer, denn wöchentlich wollte ich etwas Ersparnes der Bank anvertrauen.

Ebenso hat mich das viele Whisky- und Gin-Trinken angeekelt und mich gegen die Irländer abneigend gestimmt. Die Trunksucht bei Männern, Frauen und Kindern war gross. Wenn aber der Irländer nüchtern ist, so ist es recht schön mit ihm zu verkehren. Drei Monate hielt ich mich in Irland auf, und habe manche Touren gemacht.

Jedes Land hat seine Eigenheiten in Sitten und Gebräuchen vieler Art, so auch das schöne Irland. Das Land selbst ist fruchtbar, hat aber wenig Industrie. Das Volk ist unzufrieden. Das sehen wir an den Aufständen in neuerer Zeit. Irland wurde von den Engländern erobert anno 1172. So empörten sie sich oft gegen England. Die Irländer haben nie gut regieren können, dafür verstehen sie es um so besser, viel Whisky zu trinken. Selbst die treuen Haustiere bekommen dann und wann vom beliebten Whisky.

Begegnet man einem Freunde so sagt der Irländer nicht *Guten Tag*, sondern indem er in die Hand spuckt *Keine Trockenheit in unserer Freundschaft* und zieht seine Whiskyflasche aus der Tasche und gegenseitig wird das Fläschchen ausgetrunken. Ich pflegte gewöhnlich nach dem Mittagessen in der Wirtschaft neben der grossen Confiserie eine kleine Flasche Whisky zu trinken, ehe ich an die Arbeit ging. Da kam es eines Tages vor, dass in der gleichen Wirtsstube in der ich war, vier angetrunkene Nebenarbeiter von mir waren. Den ganzen Vormittag durch hatten sie gezecht.

Nun kam die Frau eines Arbeiters zur Tür hinein und war nur in einige Fetzen gehüllt. Sie trug ein kleines Kind und zog noch vier etwas grössere Trabanten nach. Auch die Mutter war angetrunken, aber sie kam wie es der Anschein hatte um ihrem Mann das Mittagessen zu bringen. Sie stellte das Mitgebrachte vor ihn hin mit den Worten „Hier, Patrick, hast du die gleiche Ration wie die Kinder und ich zum Mittagessen haben“. „Haha, Patrick, du hast eine Frau die für dich sorgt und wir drei bekommen nichts“ meinten die anderen Arbeiter. Kaum war das Gebrachte geöffnet als sich die Gesichter veränderten. Denn die zwei schmutzigen Schüsseln waren leer. Bevor die arme Frau noch das Glas Whisky getrunken hatte, wurde sie mit den Kindern und den Schüsseln unsanft zur Tür hinaus geworfen. Die Frau wackelte betrunken hin und her, von den Kindern umgeben. Was ich da innert zehn Minuten gehört und mit ansehen musste, spottet jeder Beschreibung, aber wahr ist es doch! Die ganze Affäre hat mich so angeekelt, dass ich in Dublin keine Wirtschaft mehr betrat. Das Wort Whisky wurde mir zum Ekel. Zwei Wochen später verliess ich Dublin, kehrte Irland den Rücken, bestieg ein Schiff und fuhr nach Glasgow. Das sei über den Nationaltrank der Irländer gesagt: Whisky ist eigentlich nur Gerstenbranntwein, aber er zerrüttet die ganze Nation. Daher kann der Irländer nicht regieren.

Auch wüsste ich vieles zu erzählen von Abenteuern die sich auf dem Schiff von Liverpool nach Dublin zugetragen haben, dann vom grossen Phönixpark selbst, von den gefährlichen Fenians, die bei uns Anarchisten genannt werden. „Die schwarze Hand“ in Amerika ist die gleiche Bande. Den Staat und die gesellschaftliche Ordnung aufzulösen ist ihre Pflicht. Schauderhaft ist es zu vernehmen, wie die Mitglieder in diese Gesellschaft aufgenommen werden. Daher kein Wunder, dass sie ihre Pflicht erfüllen, denn im anderen Falle geht es eben um ihren eigenen Kopf. Bei der erwähnten Gesellschaft wären die Mitglieder nicht einmal mit prima Druckerschwärze rein zu waschen.

Nun folgt eine kurze Darstellung, wie die Mitglieder gewisser geheimer Gesellschaften in ihren Bund eingeschworen werden. Ein Mitarbeiter, der es durchgemacht hat und es zwei Jahre später bereute die Schwüre abgelegt zu haben, hat mir alles wahrheitsgetreu erzählt. Dieser Arbeiter, der es ge-

wagt hatte nach London zu flüchten, lebte seither in beständiger Angst getötet zu werden. Damit kein Laut oder Schrei an die Öffentlichkeit dringt, wird der Mann in einen tiefen Keller gebracht, und die Türen werden gut bewacht. Der Mann darf nur mit Hemd und Hose bekleidet sein. An einer gewissen Stelle der Höhle im Keller werden ihm die Augen verbunden und die Hände gefesselt. Dann wird der Kandidat laut gefragt: „Willst du als körperlich und geistig gesunder Mann aus freiem Willen und freiem Antrieb in unseren Bund aufgenommen werden, der diese Aufgabe und dieses Ziel hat? Willst du, wenn du recht aufgenommen bist, treu und gewissenhaft mitwirken?“ Auf die Antwort „Ja“ wird unbemerkt eine Türe geöffnet und in demselben Augenblick wird dem Kandidaten ein Sack über den Kopf bis zu den Knien gezogen. Zwei Männer geleiten ihn nun in den dunklen Saal, in den sich nur ein kleiner Lichtschein wagt. Nun folgen zwanzig Minuten lang immer Zeremonien, bei denen der Kandidat verschiedene Fragen beantworten muss. Nachher wird er auf einen Stuhl gesetzt, der über einer offenen Falle steht. Unter ihm fließt ein reissendes Wasser. Der Kandidat hat keine Ahnung wo er sich befindet. Jetzt wird nach seinem Begehren gefragt. Ausnahmslos lautet die Antwort: „Licht“. Mit einem Schlage wird der Saal erhellt, und die Augenbinde weggenommen. Der Kandidat befindet sich in einer bedenklich gefährlichen Lage. Er ist nämlich von zwölf Männern umgeben, die alle bewaffnet sind. Jeder berührt bis auf zwei Zentimeter den nackten Hals, um den noch ein Strick gezogen ist mit laufender Öse. Der Mann darf sich nicht bewegen, ja kaum atmen. In dieser Gefahr spricht er gerne jeden Schwur nach, der ihm vorgesagt wird. Was sind das für Schwüre? Um keinen Preis würde ich sie nennen. Jetzt wird er aus dieser schlimmen Lage befreit und er bekommt noch Weisungen. Soeben hat er geschworen, alle auf das genaueste Pünktlein auszuführen. Also kein Wunder, wen er später die Pflicht erfüllt.

Von Irland schiffte ich mich also ein nach **Glasgow**. Diese Stadt ist wohl die grösste, aber auch die schwärzeste Stadt in Schottland mit einer Million Einwohnern. Der unheimlich dicke Staub und der schwarze Rauch der ungezählten Schlotte verpesteten die Stadtluft. Die zwei höchsten Kamine messen ungefähr 150 Meter. In Schottland kann man viele wilde Kaninchen auf Wiesen sehen.

Edinburgh ist die Hauptstadt von Schottland. Sie hat weniger Fabriken und ist darum schöner als Glasgow. Auch Edinburgh hat viel Sehenswertes aufzuweisen. Ich war vier Mal in Glasgow tätig, blieb immer gesund, verdiente wacker und war sparsam. Ich war nämlich Vorarbeiter und hatte immer 50-60 Arbeiter und Arbeiterinnen unter meiner Leitung. In Schottland bestieg ich im Sommer die meisten Berge und lernte so ganz Schottland kennen. Bergsteigen ist für mich eine halbe Himmelfahrt. Auch durfte ich einst ein Steinkohlebergwerk besichtigen. Das war interessant so 350 Meter im Erdinnern umherzuwandern und zu sehen wie unsere schwarzen Diamanten an die Oberfläche kommen. Als ich wieder im Freien war, glich ich eher einem Neger als dem Europäer.

Drei Wochen später fand ich Gelegenheit, eine Glasschmelzerei zu besichtigen. Ich selbst durfte mehrere Flaschen blasen. Das war eine Hitze, die aus dem Ofen strömte! Ich wurde nie müde, Neuigkeiten zu sehen und Neues zu lernen. Auch die Schiffsbauten auf dem Clyde waren sehenswert.

Nun wollt ich Belgien, Holland und Deutschland sehen, denn das Reisefieber stachelte mich immer wieder. Als ich von Glasgow Abschied nahm erschienen zu meiner Überraschung der Herr Direktor mit seinen Arbeitern auf der Station um mir ein Souvenir zu übergeben. Das war ein Zeichen der Ehre und Achtung, das um so mehr, weil ich der einzige Ausländer in der grossen Exportfabrik war. „Good bye – we Hope to meet again“ waren die Abschiedsgrüsse und der Schnellzug nach London setzte sich in Bewegung.

Am 10. Februar 1875 langte ich glücklich im flämisch Belgien an. In **Antwerpen** sah ich die weltbekannten Festungen. Aber auch sie waren ein „Gebilde von Menschenhand“. In **Brüssel** suchte ich vier Tage lang vergeblich Arbeit. Dort ist mir etwas ganz besonderes aufgefallen, nämlich die Milchlieferanten vom Lande. Die kamen in den frühen Morgenstunden mit ihren fein dressierten Hunden in die Stadt. An jedem Gespann befanden sich drei oder vier Hunde. Das sah doch flott aus.

Von Brüssel ging die Fahrt nach **Rotterdam**, wo unser schöner Rhein ins Meer mündet. Ohne Aufenthalt fuhr ich nach **Den Haag**. Dort konnte man die Erlaubnis holen, in Abwesenheit des Königs sich im Thronsaale auf den Thron zu setzen und dabei seine Gedanken und Pläne machen.

Dieses hatte ich mir auch erlaubt. Der Thron war reich, aber doch unpassend für einen armen Schlucker wie ich einer war. Noch am gleichen Abend bestieg ich den Zug nach **Amsterdam**. Dann ruhte ich mich tüchtig aus. Demnach hatte ich in acht Tagen vier verschiedene Länder betreten: Schottland, England, Belgien und Holland. Dies ist ein eigentümliches Leben, fast jeden Tag eine andere Sprache, ein anderes Geld.

In Amsterdam war ich herzlich froh, dass ich wieder in Arbeit treten konnte. Hier wurde sehr viel und streng gearbeitet. Am Sonntag fand ich nicht einmal Gelegenheit die Kirche zu besuchen. Da musste man zu Ehren Gottes arbeiten. Amsterdam steht zum Teil auf Pfählen, also auch eine Art Pfahlbauten. Der königliche Palast soll auf 13'600 Pfählen stehen. Ich hatte leider keine Zeit, die Stadt näher kennen zu lernen. Vorher hatte ich überall den ganzen Sonntag frei, und daher missbilligte ich die Sonntagsarbeit sehr.

Im Geschäft führte ich einige neue Artikel ein und erhielt dafür eine höhere Stellung. Die Arbeiter gefielen mir nicht, da sie den ganzen Tag rauchten und Tabak kauten. Ich war der einzige Arbeiter, der während der Arbeit nicht geraucht hat. Ich darf überhaupt sagen: „Ich bin als Nichtraucher auf die Welt gekommen“.

Nach sechs Monaten schüttelte ich den holländischen Staub ab und ging nach **Hamburg** via Arnhem, Utrecht, Osnabrück und Bremen. Beim Zugwechsel in Utrecht war eine Schauspielerin mit ihrem Gepäck in arger Verlegenheit und zudem konnte sie nicht Deutsch sprechen. Da eilte ich ihr zu Hilfe. Wir fuhren dann 1. Klasse und unterhielten uns köstlich in Französisch und Englisch. „Ja, des Lebens Sonnenschein ist singen und fröhlich sein“. Im lustigen Hamburg angekommen, tranken wir noch eins auf unsere Freundschaft und dann „Au Revoir“.

Bald reiste ich weiter nach **Berlin** und suchte dort Arbeit. Da aber überall auch Sonntagsarbeit verlangt wurde suchte ich keine Arbeit. Von Hamburg nach Berlin fuhr ich IV. Klasse. Das war recht urgemütlich und ich musste mich fast kranklachen. In Berlin traf ich in einer vornehmen Strasse einen ehemaligen Kollegen von Paris. Dieser machte wegen einem bösen Finger einige Tage Ferien. Er zeigt mir das Berliner Leben bei Tag und bei Nacht. Er schien mir in der Stadt nur zu bekannt zu sein und hielt

in seinen Bekanntenkreisen öfters blödsinnige Trinkgelage. Die Kneiperei vom Morgen bis zum Abend kam mir bald zu dumm vor. Ich hätte in Berlin zwei Stellen antreten können aber ich hatte erfahren, dass man das Brot besser in sechs als in sieben Tagen verdient.

Ich verabschiedete mich vom Kollegen und kehrte dem in Floribus lebendem Berlin den Rücken und ging nach **Hamburg** zurück. Noch etwas nebenbei: In Berlin, Bremen, Hamburg, Brüssel und Paris wird ein ausgelassenes Leben geführt. Dort sind an Sonntagen die lärmendsten Buden offen. Das englische Leben ist ruhiger, und an Sonntagen findet man dort weniger Vereinsmeierei. Darum entschloss ich mich, wieder nach Glasgow zurückzukehren und die lieben Schottländer zu besichtigen.

Ich bestieg bald ein Schiff um nach dem „gelobten Lande“ zu fahren. Nach meiner Abwesenheit von drei Monaten bekam ich in **Glasgow** meine frühere Stelle wieder. Ich freute mich dessen! Das war am 30. April 1875. Beim Wiedersehen wurde ich überall freundlich aufgenommen und beim Abschied hiess es immer: „Auf Wiedersehen“. Nun arbeitete ich in Glasgow zufrieden weiter und übte die alte Sparsamkeit.

Eine bange Ahnung beschlich mich eines Vormittags, als mich der Chef ins Zimmer rufen liess. Es musste etwas Aussergewöhnliches in Bewegung sein. Seit vier Monaten war ich wieder bei der Firma tätig und hatte mir nach bestem Willen und Gewissen nichts, auch gar nichts zu Schulden kommen lassen. Ebenso wusste ich, dass man mit meinen Leistungen voll zufrieden war. Auch war genug Arbeit vorhanden. Jetzt wünschten mich die Herren zu sprechen.

Nun, es handelte sich um einen neuen Bonbon der bei der Konkurrenzfirma in York als Spezialität hergestellt wurde und riesigen Absatz fand. Da musste ich hingehen und um jeden Preis mir das genaue Rezept davon sichern. Von der Firma wäre das zwar um keinen Preis erhältlich gewesen. Nun musste ich eingreifen, obschon ich noch nie in York war und dort niemanden kannte. Unsere Firma gab mir 20 Pfund Sterling in Gold mit und wenn ich noch mehr benötige, soll ich schreiben. Ich ging in mein Logis und fing an zu studieren. Am nächsten Morgen um acht Uhr machte ich mich im Eisenbahn-Coupé gemütlich zurecht. In zwölf Tagen war ich mit meiner Mission fertig und zufrieden auf dem Heimweg.

Die Firma beschenkte mich nobel für meine Leistung. Das ausgelegte Geld wurde bald in die Kasse zurückgebracht, denn die Produktion vom neuen Artikel florierte. Warum hat die Firma mich zum Unternehmen gerufen? Wahrscheinlich weil schottische Schlaueheit bekannt ist.

Im Frühjahr 1876 übermannte mich das Reisefieber wieder. Ich wollte diesmal über den grossen Teich gehen und zwar nach **Philadelphia**, wo gerade die Centennial Weltausstellung eröffnet wurde. Und diese war wirklich grossartig. Ich war trefflich für die Reise nach Amerika ausgerüstet. Von der grossen Reise kann ich sagen, dass wir mit Ausnahme von zwei Tagen Sturm eine gar schöne Reise hatten. Wir fuhren ganz um die Nordküste Irlands herum und von dort südwestlich gegen Neufundland. Die Fahrt kostete mich 210 Franken. Am dritten oder vierten Tage hatten sich die meisten Passagiere von der Seekrankheit erholt. Am fünften Tage geschah es dass eine junge Frau die Seekrankheit nicht aushalten mochte und starb. Darauf wurde sie in das Meer gesenkt. Das war ein rührendes Schauspiel.

An den beiden Samstagen waren Musterungen auf dem Schiffe. Es war ähnlich einer Feuerwehübung. Die gesamte Schiffsmannschaft war dabei betätigt. Wir sahen wie die Rettungsboote auf die hochgehende See geworfen wurden und wie die Mannschaften dann hineinsprangen. Die ganze Übung wurde öfters wiederholt und kritisiert. An den Sonntagen war Gottesdienst, ähnlich wie Feldgottesdienst im Militär. Scharen von Fischen folgten oft dem Schiffe, denn von den 1200 Passagieren gibt es viel Abfall. Während wir durch den Golf fuhren, wurde jede Stunde die Temperatur des Wassers gemessen, wegen den Eisbergen. Wir bekamen 13 oder 14 grosse und kleine Eisberge zu sehen, ebenso zwei lebende Eisbären. Da hatten die Photographen wieder Arbeit. So gab es noch verschiedene Sehenswürdigkeiten. Die ganze Reise verlief ruhig und glatt. Am dreizehnten Tag landeten wir in der neuen Welt. Nur ungern trennte man sich vom lieben Schiff und den neuen Freunden die sich in alle Himmelsrichtungen verteilten. Nach der Landung bestieg ich den Zug nach Philadelphia. Die ersten sechs Tage nach meiner Ankunft in der neuen Welt benutzte ich zur Besichtigung der grossen Weltausstellung. Es war wirklich alles vertreten. In Philadelphia wurde auch allen Besuchern der

Weltausstellung von der englischen Bibelgesellschaft eine kleine Broschüre überreicht. In diesem Büchlein war ein Vers aus dem Neuen Testament in 164 Sprachen und Dialekten übersetzt. Wie ich gelesen habe, sind seither noch mehrere Sprachen dazu gekommen, so dass es heute 200 Sprachen enthalten soll. Das ist ein grossartiges Werk und ich habe es oft bewundert.

Am 4. Juli 1876 war in Amerika ein grosser Festtag, ganz besonders in Philadelphia. Vor 100 Jahren wurde nämlich hier die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten verkündet. Bei diesem Anlasse wurde die kleine, zehn Zentner schwere Glocke im Rathaustürmchen vor Siegesfreude so stark geläutet dass das kleine Glöcklein am 100jährigen Jubiläumstag zersprang. Morgens um drei Uhr wurde es heruntergeholt, umgegossen und konnte abends 10 Uhr wieder geläutet werden. Die Festtage vom 4. Juli in Philadelphia bleiben mir unvergesslich, denn an diesem Tage bin ich auch mit drei Männern Luftballon gefahren. Das war interessant. Damals waren die lenkbaren Luftschiffe noch unbekannt.

In einem Geschäfte in Philadelphia wurde unglaublich viel Gefrorenes gemacht. Täglich brauchten wir dazu ungefähr 800 Liter Milch und zirka 2000 Eigelb. Diese Angaben kommen nur für Gefrorenes in Betracht, also nicht zu den verschiedenen Backwerken. Im Staate Pennsylvania habe ich eine arbeitende Maschine gesehen, die bei schlechtem Wetter das Gras zu dürrem Heu machte. Das war eine kluge Erfindung, aber eine teure Affäre.

Nach der Ausstellung besuchte ich in **New York** meinen lieben Freund Furrer, dessen Geburtstag wir zwei Monate später feierten. Mein Prinzipal in New York war ein ganz rabiater Kauz, sehr reich und halb verrückt. Als er mich als Chef einstellte, hat er mir selbst in den Mauern vier verschiedene Löcher gezeigt, welche die Kugeln gemacht hatten, als er auf die Arbeiter geschossen hatte. Zwei Mal wurde deswegen schwer bestraft, aber er zahlte alles mit Geld. Ich nahm die Stelle an und bin mit dem Meister sehr gut ausgekommen. In diesem Geschäft lernte ich von den italienischen Arbeitern ihre Muttersprache.

Ein denkwürdiges Ereignis war auch die grosse Sprengung von Hellgate im Hafen von New York. Am 2. September 1876 wurde der grosse Felsen der bei Ebbe einige Meter über den Wasserspiegel ragt und daher die Ein- und Ausfahrt der Schiffe beschwerlich machte gesprengt. Zu dieser

Operation wurde der Felsen unter Wasser in allen Richtungen sieben Jahre lang beständig durchbohrt und dann geladen. Sämtliche Ladungen waren miteinander verbunden. Die nächsten Häuser mussten geräumt werden. Dann als alles bereit war – ein Druck auf den Knopf und – der 2000 Tonnen schwere Felsen war in kleine Stücke gesprengt und wurde von der Flut weggeschwemmt.

Am 5. Dezember 1876 geschah wiederum ein Weltereignis. Das grosse Theater in Brooklyn brannte bis auf den Grund nieder. Über 300 Menschen verbrannten mit.

Als mein Geldgürtel wieder gut gestopft war, entschlossen fünf meiner Kameraden und ich in das Innere Amerikas zu reisen. Unser Entschluss wurde auch verwirklicht. Wir reisten gut bewaffnet bald zu Fuss, auf dem Schiff, per Bahn, wie es eben am besten ging. Nachdem wir die **Niagara-fälle** gesehen hatten reisten wir von **Kanada** gegen Süden durch dreizehn Staaten. Wir sahen und erlebten manches Abenteuer. Zweimal wurden wir von Mohren verfolgt und verloren den Kameraden, der die Triebfeder unserer Abenteuerlust war. Er war von einem giftigen Pfeile getroffen worden. Zwei Tage später liessen wir unseren lieben Freund im Staate **Alabama** beerdigen. R.I.P. Der Verlust unseres Kameraden und Anführers hatte uns fünf Lebenden durch beständige Aufregung im Temperament abgekühlt. Bevor wir noch in **Natchez** waren, überraschten wir eine sechzehnköpfige nackte Negerfamilie. Auch sahen wir zwei Sklaventreiber, die an einer Kette zweiunddreissig Sklaven führten. Das war ein trauriges Bild. Die Treiber sahen furchtbar wild aus und waren mit Waffen aller Art gerüstet. In **New Orleans** schifften wir fünf uns wieder ein und kehrten nach New York zurück. Nach der Ankunft dankten wir dem lieben Gott von Herzen, das er uns immer gesund erhalten hatte. An Erfahrung war ich wieder reicher.

Im Frühjahr verliess ich Amerika und kehrte nach **London** zurück. Auf unserem Schiffe befanden sich vier Gold- und vierundzwanzig Silberbarren. In London konnte ich vierzehn Tage nach der Landung in Dienst treten. Während dieser Zeit machte ich einen viertägigen Abstecher nach **Spanien**. Der süsse Wein hatte mich rasch etwas benebelt. Zum grossen Glück blieb das Hypnotisieren einer Frau auf mich erfolglos, sonst wäre

meine Freiheit dahin gewesen. Nach der abgelaufenen Frist arbeitete ich freudig weiter.

Anfangs Mai 1879 war ich wieder auf der Reise nach **Afrika**. Mein Weg ging über Dover-Calais-Paris-Lyon-Marseilles. Hier bestieg ich ein Schiff um über den grossen Teich zu fahren. Die 800 Kilometer Entfernung von Marseilles nach **Algier** war in 60 Stunden zurückgelegt. Die Ansicht von Algier zeichnet sich durch die Bauart aus und scheint ganz weiss zu sein, wie Marmor. Dazwischen liegen die Moscheen. Als ich dann in Algier anlangte konnte ich eben den Posten meines soeben verstorbenen Vorgängers besetzen. In Algier gab es damals nur vier fahrbare Strassen, alle anderen Wege waren holperig oder Treppen. Arbeit hatte ich nur wenig, denn die Fremden waren wegen der grossen Hitze soeben abgereist. Bei der unerträglichen Hitze war die kleinste Arbeit noch lästig. Bei dieser grossen Wärme hätte eine Marmorstatue noch Schweiss treiben können. Bei Nachtzeit legte man sich auf das Dach des Hotels und hüllte sich in ein Tuch um die giftigen Fliegen abzuhalten. Schlafen konnte man nicht und darum war man am Morgen schon matt und müde. So war es fünf bis sechs Wochen lang. Wer seinen Speck verkaufen will, muss nur dorthin gehen.

*Ob Heide, Jude oder Christ,
Ob Turke oder Franke
Wenn die Kehle trocken ist,
Dann herrscht nur ein Gedanke!*

Die Hauptnahrung der Araber und Mohammedaner besteht aus dem landesüblichen Kuskussu, zubereitet von ranziger Butter, und ist ähnlich wie Polenta aber mit viel Früchten vermischt. Früchte haben sie in grosser Auswahl. Fleisch essen die Mohammedaner selten, dafür trinken sie Bohnenkaffee, den sie sehr gut zu machen verstehen. Das Leben der Araber und Mohammedaner ist ganz eigenartig. Von dem Fasten und den Frauen abgesehen. Ihre Religion stammt von Mohammed, dem Stifter des Islam. Als Prophet fand er wenig Anhang und floh nach Medina. Von dort aus eroberte er fast ganz Arabien und starb im Jahre 632. Nach seiner Lehre

ist Wein- und Fleischgenuss verboten, dafür ist die Vielweiberei erlaubt. Beim Eintritt in ein Gotteshaus waschen die Araber ihre Hände und Füße. Nach der Waschung werfen sie sich auf die Erde und lamentieren.

Nach all den erlebten Geschicken und Missgeschicken sehnte ich mich nach der lieben Schweiz. Meine Heimat und die lieben Meinen wollte ich sehen. Aber ehe ich mich von Afrika trennte wollte ich noch die **Wüste Sahara** sehen. Am 12. November 1879 reiste ich per Bahn von Algier nach Oran, also 560 km. Von Oran ging die Bahn nach Tlemcen. Dort sah ich zufällig zwei Heuschreckenschwärme und deren unheilvollen Verheerungen. Gar arm sieht eine solche Gegend aus. Die ganze Landschaft ist von jedem frischen Wachstum entblösst. Das ist ein trostloser Anblick, aber echt afrikanisch! In der Gegend von Tlemcen herrscht unter schattigen Bäumen bei den zudringlichen Araberinnen totale Unsittlichkeit. Jetzt schloss ich mich einer Karawane an, die mit ihren Kamelen südlich zog. Auf diese Weise kam ich in fünf Tagen und Nächten durch einen kleinen Teil der grossen Wüste Sahara. Das war wieder etwas noch nie Dagewesenes. Eine mühsame Reise war es von A – Z. Staub musste man schlucken ohne einen Tropfen frisches Wasser zu trinken. In Fellen und Schläuchen wird zwar Wasser mitgebracht – aber Wege gibt es in der Wüste keine, sondern nur ungefähre Pfade. Ein Reisender ohne Führer geht rettungslos verloren, denn die Pfade werden vom Sandsturm verweht. Und diese Hitze! Es ist oft ein grosser Vorzug der Kamele, dass sie von weiter Entfernung das Wasser in einer Oase wittern.

Nach strengen Strapazen näherten wir uns einem wandernden arabischen Dorfe. Jetzt wurde die Richtung nach Tunis, und dann nach Constantine, eingeschlagen. Die Pfade wurden etwas besser. Endlich kamen wir zu Wäldern. Auf den Bäumen turnten Tiere, die sich an ihrem Schwanz aufhingen. Ich meine nämlich Affen. Diese waren zwar nicht ganz heimelig, aber interessant war es doch. Von Constantine nach Blidah sah man prachtvolle tropische Schönheiten. Mein Weg ging über Mustafa zurück nach Algier. Ich dankte Gott, dass er mich vor allem Übel beschützt hatte. Schwarz und kotig war ich wie ein Räuber. Ich hätte wahrhaftig diese Reise kein zweites Mal mitgemacht. Endlich war ich wieder unter Menschen. Zuerst nahm ich nun ein Vollbad, dann ruhte ich mich von den Strapazen

aus. Am zweiten Tag nach meiner Ankunft liess ich mich mit dem Kostüm das ich im Innern Afrikas getragen hatte, photographieren. Geld hatte ich auf dieser Reise wenig gebraucht, da die ganze Karawane nur von Feigen und Datteln lebte. Geschlafen haben wir immer im Freien.

Die Erinnerungen an meinen Aufenthalt in Afrika sind wie ein Märchen aus „1000 und einer Nacht“. Ich habe den Orient von jeher geliebt, ich bekam ihn aber noch lieber, als ich selber eine Person im orientalischen Märchen wurde. Als die Franzosen 1830 Algier eroberten, haben sie auch modernisiert. Wer das neue europäische Viertel durchwandert, glaubt fast in einer Grosstadt zu sein. Wenige Schritte von da ist man im Araberquartier. Da finden wir nur noch schmale Wege und Treppen für den Fussgänger und Maulesel. Im Reiche der verschleierten Frau sind vom ganzen Frauenkörper nur zwei Augen und die gefärbten Fingernägel sichtbar.

Auch habe ich das wilde Kamel gesehen. Gleich dem Wildesel ist es in leblosen Gegenden daheim. Auf salziger Heide, wo nicht einmal die Eidechse Nahrung findet, wo keine Fliege in der Luft summt, wo die Sonne den Lehmboden erhitzt, dort zieht es seine Königsstrassen. Die Entfernungen sind ihm nichts. Wie beim Wind weiss man auch bei ihm nicht woher es kommt und wohin es geht. Das wilde Kamel ist schneller als der afrikanische Strauss und spottet der Pferde. Plötzlich tauchte es in der Nähe auf und verschwand geisterhaft.

Anfangs Dezember 1879 sagte ich endlich „Lebe wohl Afrika, jetzt gehe ich in die Schweiz, in meine Heimat“. Nachdem ich glücklich in **Marseilles** angekommen war, begab ich mich zu einem Verschönerungskünstler um ein sonntägliches Gesicht zu kaufen. Dann bestieg ich den Zug nach **Lyon und Genf**. Schon machte der Zug in gewisser Entfernung einen Halbkreis um den Mont Blanc. Da konnte man gratis ein wunderbares Panorama sehen. Ich freute mich in Genf wieder auf Schweizerboden, auf Heimerde, zu stehen. So schnell wie möglich fuhr ich der engern Heimat zu. Vierzehn Tage vor Weihnachten kam ich mit bestem Humor in **Jonschwil** an. Mit einem freundlichen „Grüss Gott“ trat ich in die Wirtsstube zur „Sonne“ Das war eine Überraschung nach einer Abwesenheit von 8 ½ Jahren! Der Jubel und das Hallo wollten kaum enden. Nun musste ich Besuche machen, da und dort und allerorts. Sobald ich mich

hier eine halbe Stunde länger aufgehalten hatte als dort, so verursachte dies Eifersucht. Ich sollte da Vorstellungen geben und französisch sprechen.

Während meiner Abwesenheit vom väterlichen Hause waren zwei Schwestern gestorben. R.I.P. Zwei andere Schwestern hatten sich verheiratet und waren glücklich.

Kaum war ich vier Wochen daheim wurde mir schon alles zu eng und zu klein. Mitte Januar 1880 verabschiedete ich mich wieder von den lieben Geschwistern und reiste direkt nach London und dann gleich nach **Manchester**. Ich erlaubte mir einen Abstecher nach dem schönen Chislehurst und bewunderte die zwei grossartigen Gräber mit den Denkmälern Napoleons III. und IV. Bei der Ausführung der Gräber ist kein Gold gespart worden. In Manchester konnte ich gleich eine gute Stelle antreten, die mir anfangs recht gut gefiel.

Ubi bene ibi patria.

Ich verdiente schön und blieb sparsam. Auch die Arbeit war nach meinem Geschmack, aber sehr streng, sodass ich nach einem halben Jahr einen Wechsel vornehmen musste. Nach kurzem Nachdenken entschloss ich mich nach **Japan** zu reisen. Da dachte ich aber, es könnte möglich sein dass ich die Schweiz nie mehr sehen würde. Daher wollte ich nochmals heimgehen und dann die Reise anzutreten. Meine Stelle hatte ich anständig verlassen. Als ich aber in die **Schweiz** zurückkam scheiterte mein Reiseplan, denn die Geschwister wussten mich anders zu bereden. Sie verstanden es mich anders zu entschliessen, nämlich in Europa zu bleiben, das Reisen an den Nagel zu hängen und zu heiraten. Nach einer drei Monate langen Bekanntschaft verehelichte ich mich am 30. August 1881 mit Frl. Anna Magdalena Pfeiffer von und zu **Lichtensteig**. Noch am gleichen Abend verreisten wir via Basel nach Paris. Bald kamen wir nach **London** und ich fand eine gute Stelle. In London war mein Name in allen grossen Geschäften ziemlich bekannt, sodass ich nach Wunsch immer Arbeit fand. So ging es während einigen Jahren tadellos vorwärts und wir wurden sogar mit einem herzigen Buben beschenkt. Richard blühte zu einer Rose heran.

Mit dem Schicksals Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten.

Seit meiner Heirat haben sich die Verhältnisse so geändert, dass ich in der nämlichen Stelle bis 1885 tätig blieb. Dann kaufte ich in London ein Geschäft, das sich als günstig erwies. Die Frau fing aber bald an zu kränkeln, wurde krank und musste in ein Spital gebracht werden. Während die Frau von Haus und Heim wegbleiben musste kam noch ein zweites Unglück. Unser lieber Richard erkrankte plötzlich schwer und der Arzt beordnete ihn in das gleiche Spital. Mutter und Söhnchen durften aber einander nicht sehen. Das Knäblein hatte Diphteritis schlimmster Art. Nach sechs Tagen wurde der immer fröhliche Knabe zu den Engeln gerufen. R.I.P. Das war ein herzerreissender Schlag. Aber es kommt mir öfters vor als hörte ich ihn sagen: „Liebe Eltern, weinet nicht, ich hab' überstanden was euch noch trifft“. Ich musste den Fall und die Umstände meiner Frau geheimhalten. Ein Arzt aber hatte den herben Schlag der Mutter in Milde mitgeteilt. Nach 13 Wochen unnützer Spitalpflege trafen wir Vorkehrungen, dass die Frau in die Schweiz in ihr Elternhaus zurückkehren konnte, um eine gänzliche Heilung zu finden, was mit Erfolg gekrönt wurde. Gott sei Dank! Im Frühjahr verkaufte ich Haus und Geschäft und ich reiste zum vierten Mal nach **Glasgow**. Das Lachen hatte ich ganz verlernt. Ein Jahr später kam ich wieder in die **Schweiz** zurück und die Frau hatte sich soweit erholt, dass sie es wagen durfte nach Schottland zu reisen, wo wir uns behaglich einrichteten.

Ein ganz anderes Bild, ein Bild von Elend, zeigt sich dem Beobachter bei den illegalen Kneipen Shebeens genannt, die in **Glasgow** existieren und ihr Unwesen treiben. Das sind nämlich die schmutzigsten Wirtschaftswinkel die nach Mitternacht und an Sonntagen an die niedersten Volksschichten schlechte Getränke verkaufen. Dieses Getränk hat Ähnlichkeit mit dem, das man bei uns Jauche nennt und die Wiesen düngt. Wenn in einem Viertel ein Dutzend solcher Buden geschlossen werden, stehen im anderen Quartier gleich zwölf neue Shebeens offen. Ich habe oft Mütter gesehen, die betrunken und halb bekleidet am frühen Morgen mit ihren Kindern umherwackelten, freilich nicht aus dem Grundsatz „Morgenstund hat Gold im Mund“ sondern passender „Vorbei an der Kirche und dem Schulhaus geht der nächste Weg ins Zuchthaus“. Wegen dieser Trunksucht hatte ich viel Verdruss und darum siedelten wir nach **Lon-**

don über. Sechs Jahre lang waren wir im zweitgrössten Geschäft meiner Branche tätig. Dieses Geschäft hatte beständig für 1700 Personen Arbeit. Während den sechs Jahren erhielten unser vier Arbeiter schöne Preise von der Firma für tadellose Pünktlichkeit.

Am 29. März 1890 wurden wir in London wieder mit einem herzigen Buben beschenkt, der den Namen Frank erhielt. Wie sein Bruder selig war auch er munter und lebhaft. In der Schule wurde er mit sehr guten Zeugnissen beschenkt. Er machte uns grosse Hoffnungen.

Nach all dem Leid war ich nicht mehr so jung und stark, so dass ich während den letzten Jahren verschiedene Doktoren konsultierte. Daher auch medizinierte, massierte, gar vieles probierte, natürlich auch schmierte und quacksalbierte, oft auch raisonierte und mühsam hantierte. Alles das wegen meinen Spazierhölzern, oft auch Beine genannt. Alle Mittel blieben gegen die Beinschmerzen erfolglos. Das Geld aber ging. Der Zustand meiner Beine rührte davon, dass ich fast immer auf Zementböden zu arbeiten hatte. Ich sollte nun meinen Beruf aufgeben und einen Klimawechsel vornehmen. Gesagt, getan! Die Möbel wurden verkauft, einige Kisten gepackt. Ehe ein Monat herum war, waren wir drei reisefertig. Bei den besten Bekannten wurden Abschiedsbesuche gemacht. Darauf verliessen wir das so liebe England.

Im Mai 1896 kamen wir wohlbehalten in **Lichtensteig** an. Unser lieber Frank war damals sieben Jahre alt. Zwei Monate später kaufte ich in **Kreuzlingen** ein sehr vernachlässigtes Konditoreigeschäft. In meiner Absicht, das Geschäft wieder aufzurichten liess ich vieles umändern und machte Anschaffungen. Das Geschäft ging dann ziemlich gut, aber nicht nach Wunsch. Nun hielt ich nach etwas Besserem Umschau und fand in **Uzwil** einen günstigen Platz für eine Neugründung. Nach einem halben Jahr zogen wir von Kreuzlingen weg, um eine ansehnliche Summe erleichtert. In Uzwil florierte das Geschäft bevor das Ladenlokal trocken war. Täglich bekam ich mehr Arbeit. So hatte ich die verlorene Summe bald wieder einkassiert. Meine Beine wollten leider nicht mehr Schritt halten, und der Geschäftsgang vergrösserte sich. Neben zwei Lehrjungen hatte ich oft noch einen anderen Gehilfen. Am Sonntag durfte bei mir nicht gearbeitet werden.

Unser Frank fing an zu kränkeln und wurde schliesslich krank. Der Arzt machte uns auf das Schlimmste aufmerksam. Nach fünf Wochen ging er zu den Engeln. Das Knäblein hatte leider tuberkulose Hirnhautentzündung. Die Trauer über den herben Schlag war gross. Der Knabe in weisse Blumen gebettet, machte einen rührenden Eindruck. All das Unglück sieht man später mit anderen Augen an.

*Schon manchmal trat ein Segen
In Gestalt des Unglücks dir entgegen
Dir fehlte nur in jener Zeit des Leidens
Der klare Blick des scharfen Unterscheidens.*

So ging Weihnachten 1908 vorüber, ohne Rast und ohne Ruh, ohne jede Freude. Ohne Unterbruch musste ich drauflos arbeiten und doch hatte ich keine Nachkommen mehr. Das war gegen meinen Willen. Darum verkaufte ich mein flotttes Geschäft. Dann zogen meine Frau und ich nach **Flawil** und gönnten uns noch Ruhe. Diese Erholung dauerte aber nicht lange, denn es steht geschrieben:

*Arbeit ist des Menschen Pflicht,
wer nicht sät, der erntet nicht.*

In Flawil fand ich bald eine Beschäftigung in einer kleinen Schokoladefabrik. Rheumatische Schmerzen zwangen mich nach 2 ½ Jahren die Stelle aufzugeben.

Was jetzt anfangen? Dolce far niente? Das Inserieren für eine leichte Stelle oder Vertrauensposten blieb erfolglos. Beschäftigung musste ich haben. Kohlen graben konnte ich nicht, Lumpen sammeln wollte ich nicht, zu Betteln schämte ich mich. So reifte in mir der Entschluss, ob klug oder unklug, noch ein Konditoreigeschäft zu gründen. Daher liess ich in unmittelbarer Nähe der katholischen Kirche in Flawil ein Haus bauen mit den nötigen Räumlichkeiten. Auch damit habe ich mir wieder viel Verdross aufgeladen. Am ersten Oktober 1906 konnte das neue Haus bezogen werden. Gott sei Dank ging das Geschäft von Anfang an gut und wurde

immer besser. Nach 2 ½ Jahren veräusserte ich das Gebäude wieder und wollte nach zweiundvierzig jähriger Berufstätigkeit den Beruf an den Nagel hängen. Auf Nimmerwiedersehen!

Der Konditorberuf hat mich gut durch die Welt gebracht, denn ich war darin auch bewandert. In der Schweiz aber hat mich die Sonntagsarbeit unwillig gestimmt. Der Engländer sagt „Sechs Tage sollst du arbeiten, am siebten ruhen und den Sonntag nicht zum Jahrmarkt machen“.

Das ist nun mein Tun und Treiben, Erlebtes und Geschautes in 65 Jahren, mit anderen Worten „Mein Lebenslauf und Reiserlebnisse“. Allerdings war das Reisen vor fünfzig Jahren noch nicht so leicht wie heute. Auch mach ich mir nicht mehr so Sorg und Qual um das kleine Erdenleid.

Den die Welt ist ja nur ein Wartesaal zur Reise in die Ewigkeit.

Flawil, im Jahre 1914

Franz Martin Sutter

